Der Bergsturz [Fortsetzung]

Autor(en): **Ramuz, C.F.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634572

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DER BERGSTURZ

Roman von C. F. Ramuz

DEUTSCH VON WERNER JOHANN GUGGENHEIM

6. Fortsetzung

6

Philomene war frühzeitig aufgewacht, mit dem Gefühl, dass ihr am Abend vorher etwas Angenehmes geschehen war. Und es war in der Tat etwas sehr Angenehmes, das sah sie auch jetzt wieder, während zwischen den halbgeschlossenen Fensterläden ein schwacher Schein wie grauer Staub in die Kammer drang. Der Gedanke, Grossmutter zu werden, ist etwas recht Angenehmes. Ein Kind bringt alles in Ordnung.

Alles ordnete sich in ihrem Kopf, nach und nach, während sie die Kleider anzog. Sie sagte sich: „Nachdem nun einmal diese Heirat geschlossen worden ist...“ Sie sagte sich: „Und da sich jetzt alles zum Guten wendet.“ Denn ein Kind, das kommt, das ist wohl eine gute Wendung. Man würde sie jetzt sehr nötig haben, und das bedeutet für eine alte Frau gleichsam einen Wiedereintritt ins Leben. Auch daran dachte sie in ihrer Kammer, sehr zufrieden und schon im voraus ganz warm vor Eifer, während draussen vor den Fenstern das Tageslicht wuchs.

Und sie überlegte indessen, und an Therese denkend, sagte sie sich: „Ich hätte sie gestern Abend nicht heimgehen lassen dürfen. Sie hätte hier bei mir schlafen sollen. Warum habe ich bloss nicht daran gedacht? Ich hätte sie bei mir behalten sollen, denn gerade in der ersten Zeit ist man oft sehr überreizt und angegriffen.“

Aber dann sagt sie sich: „Ich werde jetzt schnell eine Suppe kochen und sie ihr bringen, gut zugedeckt unter einem Tuch, damit sie schön warm bleibt. Sie kann sie im Bett essen... Es wird ihr auf jeden Fall gut tun, noch liegen zu bleiben.“

Eine Stalltüre wird geöffnet. Man geht die Ziege melken. Es sind keine Kühe mehr im Dorf, während des Sommers, und auch keine jungen, gesunden und kräftigen Männer: es ist ein Ziegendorf, ein Frauendorf, ein Dorf von Kindern und Alten. Man hört, dass der verrostete Riegel zurückgeschoben wird. Er kreischt wie ein Schwein, das gestochen wird, dem man das Messer in die grosse Halsader stösst. Jemand hustet. Der Brunnen besteht aus einem Baumstamm als Trog, den man in der Mitte durchgesägt und dessen Hälfte man ausgehöhlt hat. — Es ist der alte Jean Carrupt, der hustet. Der Brunnen ist so mit bärtigem Moos überwachsen, dass man ihn von weitem kaum mehr von der Grasböschung, an der er steht, unterscheiden kann, und statt eines Rohres hat er nur eine einfache Holzrinne als Wasserzuleitung, und die ist schon so rissig, dass sich die Hälfte des Wassers verliert, bevor es in den Trog gelangt.

Der alte Jean Carrupt ist immer früh auf, und er hat immer Durst. Es sind übrigens fast alles Carrupt im Dorf, um sie voneinander zu unterscheiden, nennt man sie beim Vornamen oder bei ihrem Uebernamen.

Jean Carrupt hat am Brunnen getrunken. Nun kommt er zurück, die Füsse schleppend.

Philomene hatte das Feuer angefacht. Sie hatte den Kochtopf an den Kesselhaken gehängt. Es begann ein Kommen und Gehen unter den Fenstern, in einem hübschen rosigen Licht, das zuerst am östlichen Himmel erschienen war, dann alles überflossen hatte.

Der alte Carrupt hat einen rosigen Rücken in seinem Rock mit den langen Schössen, den er seit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr gewechselt hat.

Er hat uns den Rücken gewandt, er steht dem Berghang zugekehrt, der das Dorf überragt.

Und die Zeit verrinnt.

Plötzlich hat der alte Carrupt etwas vor sich hingemurmelt.

Eine Frau hat zu ihm gesagt:

„Nun, was gibt's, Vater Jean?“

Wieder murmelt er etwas.

„Oh! Ja! Wahrhaftig!... He! Marie! Schau dorthin dort, auf dem Weg.“

„Was ist das?“

„Ich weiss nicht.“

„Was tun die dort?“

„Ach! Das sind eben noch Junge. Die spielen da zu ihrem Vergnügen!“

Und es sah wirklich aus, was sich da auf dem Weg begab, wie wenn Kinder „Fangis“ machen (so nennt man dieses Spiel). Es waren die beiden Burschen. Der eine rannte und der andere rannte. Dsozet lief voraus, Justin lief hinterdrein. Sobald der hintere schneller lief, lief auch der vordere rascher, als wollte er sich nicht einholen lassen. Denn das Spiel besteht darin, dass man einander zu erwischen versucht, und der, der den andern erwischt, hat gewonnen.

Die Frauen schauten:

„Wo laufen die hin?“

„Warum rennen sie so?“

Und man sah, dass Dsozets Vorsprung, wie sehr er sich auch anstrengen mochte, immer kleiner wurde. Und nun beschleunigt der andere seinen Lauf noch mehr, und er holt ihn ein. Aber nun war man erstaunt, denn er klappte ihm nicht auf den Rücken, er sprang ihn nicht an, wie man es erwartet hatte: er lief ganz einfach an ihm vorbei, ohne ihm irgend etwas zu sagen, ja, ohne ihn nur anzuschauen.

„Das ist Justin. Wo kommt er denn her?... Er war doch diese Nacht hier...“

„Ja, gewiss. Ich habe ihn gesehen.“

Und so nähert sich das Unheil auf zwei Beinen oder auf zweimal zwei Beinen, aber noch weiss man nichts davon. So kommen die Unglücksboten, und sie laufen rasch, aber man ahnt noch nichts. Und die Frauen rufen jetzt Justin an, denn er ist schon ganz nah:

„He! Justin!“

Er antwortet nicht. Er verlässt den Weg und durchquert die Gärten, so als wollte er vermeiden, unterwegs angeredet zu werden. Den kleinen Dsozet hatte man bald aus den Augen verloren, denn er hatte, ohne das Dorf zu berühren, den Weg eingeschlagen, der nach Premier führt.

Philomene war unter die Türe getreten, als sie die Stimmen der Frauen vernommen hatte. Sie sieht, wie die Frauen zwischen die Häuser hineingehen, um zu sehen, wohin Justin sich wendet und zu wem er geht. Es ist nicht schwer zu erraten, dass er jemand sucht. Endlich hält er vor dem Hause des Ammanns an, das sich am anderen

Klage

Hans Schüpbach

Ein armes Mütterlein ein Kind gebar,
Dess' Lebensweg — ein Weg des Leidens war.
Und Menschenmißgunst, Haß und Neid
Zerbrachen dies, vor Ablauf seiner Zeit!

In eine Welt der Unruh' und der Hast hineingeboren,
Die jeden Sinn für Menschenrechte hat verloren,
Da mußt ein Menschenleben — voll von Leid und Schmerzen
Im Räderwerk brutaler Staatsgewalt zerbersten!
Ein armes Mütterlein ein Kind gebar,
Dess' Lebensweg — ein Weg des Leidens war!

Ende des Dorfes befindet, neben dem Hause, wo Rebord in einem Raum im ersten Stock seine Schenkstube hat, zu der man auf einer hölzernen Treppe hinaufsteigt, die so steil wie eine Leiter ist.

Justin tritt beim Ammann ein. Er kommt mit dem Ammann wieder heraus. Und jetzt ist das Unheil über uns gewesen. Denn Justin erscheint wieder, Justin tritt aus dem Hause des Ammanns heraus, er hebt den Arm. Er streckt den Arm nach Norden aus. Justin macht mit beiden Armen Gebärden, dann wieder hebt er nur den einen und deutet damit in Richtung der Berge. Der Ammann nickt mit dem Kopf. Der Ammann schaut sich um, er tritt ein paar Schritte vor, dann kann er nicht weiter. Es ist ein kleiner alter Mann mit einem weissen Schnurrbart, er heisst Crettenand. Er führt noch die Hand zu seinem weissen Schnurrbart, glättet ihn. Er zuckt mit einem plötzlichen Ruck die Schultern, sie verharren während eines Augenblicks auf der Höhe seiner Ohren. Und allenthalben ist ein grosses Schweigen entstanden. Darin hört man das Krähen eines Hahns, das höhnisch nachhallt. Dann hört man noch Rebord, der seine Treppe herabgerannt kommt. Das tönt wie ein Trommelwirbel.

Eine Männerstimme sagt:

„Das ist nicht wahr!"

Und eine Frauenstimme:

„Oh!... Oh!... Oh!...!"

Ein langer Schrei schrillt dreimal auf, wird immer gellender, bricht ab.

Und nun ist alles in Bewegung im Dorf. Man läuft auf den Ammann zu und auf Justin.

„Der Berg?"

„Ja."

„Ja und was weiter?... Ueber Derborence!... Das kann nicht sein. Erzähl uns keine Märchen."

„Du erinnerst dich doch an den Lärm von heut nacht?"

Und Weinen und Rufen von Frauen und Schreien von Kindern. Man rennt durcheinander, man stösst zusammen. Man drängt sich im Gässchen: Das Unheil ist über uns. Und jetzt kennt man das Unheil. Vier, fünf Männer umstehen den Ammann.

Aber es gab noch Frauen, die lachten und sagten: „Das sind doch nur dumme Geschichten..."

Der Ammann sagte:

„Ich weiss nichts. Ich weiss gar nichts, so wenig wie ihr, lasst mich in Ruhe. Wir müssen eben hinaufgehen und nachsehn...."

Philomene war auch vorgekommen, hatte sich einen Weg zwischen all den Leuten gebahnt, die den Kopf schüttelten, die Arme hoben.

„Was ist das, Ammann?" hat sie gesagt. „Was?"

Er kommt näher. Er sagt:

„Ich weiss auch nichts. Frag Justin."

„Was ist also?" sagt sie zu Justin. „Was ist mit Seraphin?..."

Er sagte:

„Das weiss ich nicht."

„Und Anton?"

„Ich weiss es nicht."

Sie läuft auf das Haus ihrer Tochter zu. Dort hat sich anscheinend noch nichts gerührt, das Haus liegt ziemlich fernab von der Stelle, wo der Lärm ist. Sie sieht, dass die Eingangstüre nicht mit dem Schlüssel abgeschlossen ist. Sie gelangt in die Küche.

Sie klopft an die Kammertür.

„Bist du's, Mutter?"

Sie sagt: „Ich bin's."

Sie tritt ein. Dann sagt sie: „Du hast die Fenster offen. Du wirst dich noch erkälten..."

Sie ist rasch zum Fenster gegangen und hat es geschlossen.

„Du musst sehr aufpassen, weisst du, in deinem Zustand... Hast du gut geschlafen?... So, ich habe dich geweckt... Schade. Aber ich war deinetwegen in Sorge. Darum bin ich gekommen."

Die Fensterscheiben waren aus dickem, rundem, Flaschenböden ähnlichem Glas. Durch sie hindurch dringt von aussen her fast kein Geräusch.

Sie beschäftigt sich lange mit den kleinen Vorhängen, die der nächtliche Wind durcheinandergeweht hat. Sie streicht sie glatt und legt sie zurecht. Sie sagt:

„Du musst heute morgen im Bett bleiben, das ist vernünftig. Ich bringe dir dann die Suppe..."

Sie steht noch immer abgewandt. Sie hört Therese sagen:

„Nein, nein. Ich stehe jetzt auf."

„So geht es dir besser?"

„O ja", hat Therese gesagt. „Es geht mir sogar ganz gut."

Aber plötzlich dringt ein Schrei herein, durch die Mauern, durch das dicke Glas hindurch. Jemand rennt am Hause vorbei.

„Was ist das?"

„Ach, nichts... nichts weiter..." sagt Philomene.

„Aber du, Mutter, was hast du denn?"

Denn endlich hatte sich Philomene umwenden müssen, und nun zeigt sie ihr Gesicht; es hat die Farbe schmutzigen Papiers, und die Hände hält sie aufeinander über dem Gürtel, um sie am allzustarken Zittern zu hindern.

Und trotz dem Halbdunkel, in dem sie sich aufhält, schaut Therese sie an; denn man kann die Wahrheit nicht lange verbergen.

„Ich? Ich habe gar nichts."

„Das ist sonderbar", sagt Therese. Sie hat sich im Bett aufgesetzt.

Man klopft an die Haustüre. Wer ist das?

Sie hört ihre Mutter sprechen, und eine andere Frauenstimme antwortet flüsternd in der Küche; man versteht nicht, was die beiden Frauen reden. Indessen wächst draussen der Lärm an und kommt immer näher. Wieder hat Therese gefragt: „Was ist denn geschehen?"

Die beiden Frauen sind eingetreten. Die zweite ist eine Schwester der Mutter und heisst Catherine:

„Ach", hat Catherine gesagt, „gib gar nicht acht darauf. Es ist nur Bartholomäs Frau, sie hat Kummer. Ihrem Kleinen geht es nicht gut..."

Sie waren, die beiden Frauen, neben der Türe stehengeblieben. Sie war sehr aufgeregt, aber versuchten, ruhig

zu scheinen. Sie wollten vorwärtskommen, und standen wie festgebannt. Sie sahen, dass sie nun etwas reden müssten, und fanden nichts zu sagen. Philomenes Hände bebten immer heftiger auf ihrer gestreiften Schürze.

„Wartet einen Augenblick", sagt Therese. „Ich komme gleich. Ich stehe auf."

„Nein", sagt Catherine, „es ist besser, du bleibst im Bett..."

Aber in diesem Augenblick lässt sich die Glocke vernehmen: ein Schlag, dann wieder ein Schlag.

Das ist für Bartholomä, der eben gestorben war. Die Träger haben gesehen, dass er tot war, denn sein Mund hat sich geöffnet in seinem Bart.

Sie waren bis zum Eingang des Dorfes gelangt. Sie haben die Bahre auf den Weg gesetzt; dann, barhaupt, haben sie sich um ihn herum gestellt, die vier Träger und Nendaz und dann auch alle die anderen, die kamen, die ihnen entgegengestiegen waren. (Das war auch der Grund, weshalb sich der Lärm entfernt hatte.) Die anderen, das waren der Ammann, Justin, Rebord, Männer, Frauen und Kinder.

Die Frauen knieten nieder, während jemand nach der Kapelle rannte.

Ein Glockenschlag.

Therese hat gesagt:

„Wer ist gestorben?"

„Ach", hat Catherine gesagt (und sie fand die Worte nicht mehr), „das ist sicher der Kleine von Bartholomäs Frau. Ach! Mein Gott! Ja gewiss, das ist der Kleine... Ach, die arme Frau!"

Ein Glockenschlag. Therese hat geagt:

„Aber gestern, da war er doch noch gar nicht krank."

„Ja, der Kleine von Bartholomäs Frau... Sie hat gesagt, er habe die Krupp bekommen... Eben in der vergangenen Nacht..."

Ein Glockenschlag.

„Sie lief heute morgen halb wahnsinnig in alle Häuser hinein... Ja, gerade als hätten wir etwas dafür können, wir andern..."

Ein Glockenschlag. Die Frauen drüben stehen auf. Die Träger nehmen ihre Last wieder auf, einer vor, einer hinten. Das Käsetuch haben sie dem Toten übers Gesicht gedeckt.

Und auf den Bergen, die man hoch oben im Halbrund um sich gereiht sieht, ist gleichwohl ein grosser Frieden. Von der Stelle aus, die der Tote verlässt, beherrscht man noch das Dorf, über die Dächer hinweg sieht man an diesem Morgen die Luft über dem Talgrund voll von einem feinen, duftigen Dunst, darin ist die Farbe des Sonnenlichts neben der Farbe des Schattens, die beiden Farben sind wie die Streifen eines Bannertuchs aneinandergenäht. Darüber wird es ganz hell, und je höher hinauf der Blick steigt, um so heller wird's. Es leuchtet dort oben und glänzt mit Ruhe, all diese Türmer und Hörner, all diese Nadeln und Spitzen, ganz golden oder ganz silbern, und die Gipfel bewegen sich ein wenig, wie eine Flamme im Luftzug.

Schweigen ist über den Bergen, Schweigen und Ruhe; — für mich wird es nimmermehr Ruhe geben.

Er verlässt seinen Platz. Man hat ihn seinen Platz verlassen machen, er sagt nicht nein, er lässt es mit sich geschehen. Er gelangt noch ein wenig weiter talab, und die andern gehn hinterdrein. Sie wagen nicht mehr, laut zu schreien, sie haben nicht mehr den Mut, überhaupt noch zu reden. Sie haben ihren Tränen Schweigen geboten, die rinnen jetzt lautlos herab.

Und Ruhe. Aber für mich wird es nimmermehr Ruhe geben, nein, niemals mehr in diesem Leben.

Denn ihre Mutter und ihre Tante hatten wohl noch versucht, sie zurückzuhalten, aber sie hatten die Kraft nicht dazu. Sie rennt durch die Kammer, sie hat sich ans Fenster gestellt und sieht. Zuerst wird Bartholomä gebracht; ein Mann geht ihm zu Füssen, ein Mann geht zu Häupten, und er liegt flach da. Sie sind aufrecht, er ist ausgestreckt, sie schreiten, er ist reglos unter seinem Tuch, er, er lässt alles mit sich geschehen. Zuerst kommen die Füsse, die über die Bahre hinausragen, dann kommt die Erhöhung, wo sein Kopf auf dem Kissen liegt.

Schweigen, Ruhe. Und zuerst kommen diese Männer, hinterdrein alle die anderen Leute.

Der alte Carrupt geht ihnen entgegen. Er versteht noch nicht ganz, was geschieht, und er lässt dann und wann ein Murren vernehmen.

„Ach so!" sagt Therese. „Es ist ein Unglück geschehn, und man will's mir verheimlichen."

Ihre Mutter und ihre Tante versuchen, sie vom Fenster wegzuziehen: Bartholomäs Frau kommt mit ihren sechs Kindern.

Die Glocke läutet: einen Schlag, dann einen Schlag, dann einen Schlag. Ein Glockenschlag, und Bartholomäs Frau trägt das kleinste ihrer Kinder an sich gepresst, gibt die Hand einem zweiten, das eben erst gehen lernt, und zwei andere halten sich hinten an ihrem Rock fest. Sie hat sechs Kinder.

Da ist Nendaz mit seinem Krückstock, und Therese erkennt Nendaz.

Er kommt.

Er ist ein Gesicht unter all diesen Gesichtern, die sich etwas über Bodenhöhe bewegen, auf der Höhe der kleinen, niedrigen Fenster, die man in den Hauswänden aus braunem Holz aufgereiht sieht. Gesichter mit Bärten oder bartlose, mit struppigen Haaren, oder kurzgeschorenen, mit langen, zu Knoten geflochtenen Haaren bei den Frauen; braunen, schwarzen und auch blonden...

An Nendaz wendet sie sich:

„Was ist denn geschehen?"

Denn jetzt befindet sich Bartholomä unter dem Fenster, sein Gesicht ist bedeckt. Von der Höhe des Fensters aus ist er in ganzer Länge zu sehen, man sieht, dass er sich nicht bewegt. Nun bricht seine Frau wieder in Schluchzen aus, sie lässt ihre Tränen das Gesicht herabrinnen bis in den Mund, und auf der Brust ihres grauen Mieders bilden die Tropfen dunkle Flecken.

Arme werden gehoben. Hände pressen sich flach an beide Seiten eines Kopfes. Und die Männer halten ihre Köpfe gesenkt, der Ammann, Justin, Rebord, Nendaz, die übrigen — nicht viele an der Zahl, und für lange Zeit werden sie nicht zahlreich sein, wegen all der vielen Toten dort oben: es ist ein kleines Dorf, ein Ziegendorf, ein Dorf der Frauen, der Kinder, der Alten. Indessen kommt er näher, er befindet sich jetzt unter Thereses Fenster. Da sagt sie:

„Was ist denn geschehen?"

Sie redet immer von Bartholomä, sie sagt:

„Ich denke, er ist tot. Ist er tot ‚Moritz Nendaz?"

Nendaz geht mit seinem Stock vorbei.

„Warum antwortet er nicht? Das ist aber sonderbar", sagt sie. „Was haben sie nur? Justin!"

Justin schien nicht zu hören, auch er geht vorbei, er ist schon vorüber.

Nun blickt eine Frau zu Therese hinauf.

„Weisst du's denn nicht? Weisst du noch nichts?... Mein Gott!.."

Sie verstummt, ohne ihren Satz beendet zu haben.

Es ist, als hätte sie Therese schon vergessen. Die Glocke läutet einen Schlag.

„Bleib nicht so am offenen Fenster. Du wirst dich erkälten", sagte Philomene. „Man wird es dir erklären..."

(Fortsetzung folgt)

H. Stadelmann, *der Goldschmied für jedermann*
Bern, Theaterplatz 1, Telephon 3 44 49